

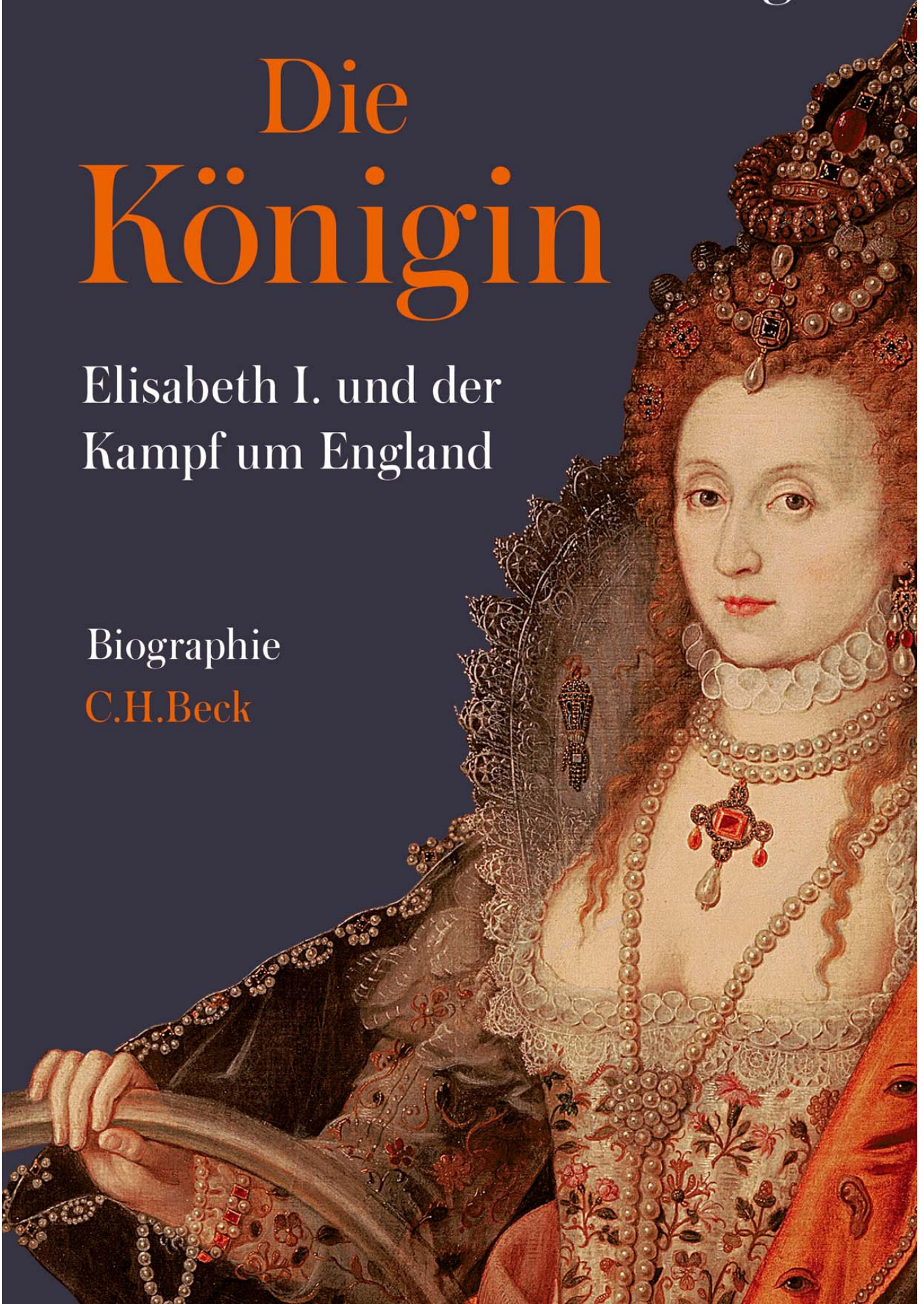
Thomas Kielinger

Die Königin

Elisabeth I. und der
Kampf um England

Biographie

C.H.Beck



Solcher Nationalstolz hat über die Jahrhunderte hinweg ausgestrahlt. 1930 schrieb Winston Churchill in einem Aufsatz für die amerikanische Zeitschrift «Saturday Evening Post» unter dem Titel «Die Vereinigten Staaten von Europa», Großbritannien werde nie zu diesen «Vereinigten Staaten» gehören, «denn wir haben unsere eigenen Träume und Aufgaben. Wir stehen zu Europa, gehören aber nicht dazu; wir sind verbunden, aber nicht umfasst; wir sind interessiert und assoziiert, aber nicht absorbiert; wir gehören zu keinem einzelnen Kontinent, sondern zu allen.» Das war auch 1946 sein Credo, als er in einer Rede in Zürich den Anstoß zu den – wie er sie erneut nannte – «Vereinigten Staaten von Europa» gab, mit England als leutseligem Paten, nicht als konstitutionellem Mitglied.

So interpretieren auch heutige «Brexit»-Anhänger manchmal die britische Ausnahmestellung als eine geographisch und historisch bedingte Gegebenheit. Noch immer fühlen sie sich als die späten Erben einer großen Königin, die Spanien den Fehdehandschuh hinwarf «oder irgendeinem Herrscher Europas, der es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches zu überschreiten». Es ist freilich das Unglück klassischer Zitate, dass sie, sobald sie in die Gegenwart gehoben werden, zu falschen Analogien führen können und möglicherweise zu einem historischen Irrweg. Die EU ist nicht das Spanien Philipps II., und die Welt, in welche die Elisabethaner auszugreifen sich anschickten, ist eine andere als die des 21. Jahrhunderts. Doch die Gegenwart der Insel und ihrer Beziehung zum europäischen Kontinent ist noch schwerer zu fassen als die Vergangenheit und auch nicht Thema dieses Buches. Schauen wir lieber nach, woher Gloriana, die große Königin, stammte und wie sie dazu kam, ihr Land auf einzigartige Weise zu prägen.

KAPITEL 2

Die Eltern. Der Bruch Heinrichs VIII. mit Rom

Verschlungen sind die Wege der Geschichte. Wo bleibt im Wirrwarr des Heute die erkennbare Linie? Was hat Bestand, was wird den Tag nicht überstehen? Diese Frage schien sich im England des Jahres 1521 nicht zu stellen, denn seit 1509 regierte der allerchristlichste Tudor-Herrscher Heinrich VIII., katholisch und dem Papst treu ergeben, ohne auch nur eine Andeutung, dass sich daran je etwas ändern könnte. Heinrich ist sogar erbost über die Unruhe, die dieser deutsche Rebell Luther mit dem Ablassstreit in die Kirche getragen hat, und er erregt sich höchstherrschaftlich über dessen Frontalangriff gegen einen wichtigen Aspekt des Glaubens, die Gültigkeit der sieben Sakramente. Das ist für ihn theologischer Hochverrat an der «una sancta catholica» selber, gegen den sich ein christlicher Fürst einfach zum Widerspruch aufgerufen fühlen muss – der Papst soll wissen, welch verlässlicher Sohn der Kirche am Rande Europas über die reine Lehre wacht. So entsteht die Streitschrift «Assertio Septem Sacramentorum adversus Martinum Lutherum», Heinrichs Verteidigung der sieben Sakramente gegen Luthers theologischen Frevel, zugleich ein überzeugendes Bekenntnis zur unantastbaren päpstlichen Autorität.

Der König lässt ein Exemplar des Entwurfs Thomas Morus zukommen, damals noch nicht Lordkanzler, aber immerhin schon hochgeachtetes Mitglied des «Privy Council», des Kronrats. Was sein geschätzter juristischer Berater von der Schrift halte? Morus' Antwort ist verblüffend, und sie allein könnte die vielfach aufgestellte Behauptung widerlegen, er habe dem König bei der Abfassung der «Assertio» geholfen. Morus nämlich rät davon ab, dem Papst und seinem Primat derart zu schmeicheln, wie es der beflissene königliche Verfasser in seiner Verteidigungsschrift tut: «Der Papst ist ein Fürst wie Eure Majestät und hat Bündnisse mit allen anderen Fürsten. Es mag sogar später einmal geschehen, dass Euer Gnaden und er verschiedener Meinung über einen Bündnispunkt werden und dass ein Bruch mit ihm und ein Krieg zwischen Euch und ihm entsteht. Deshalb halte ich es für besser, etwas vorsichtiger von Seiner Autorität zu handeln.» Welche Weitsicht, welche geradezu prophetische Klugheit! Doch Heinrich bleibt

bei seinem Text.

Es ist ein erstaunlicher Austausch der Positionen. Der König gibt sich als der wahre «Defensor fidei» zu erkennen, als «Verteidiger des Glaubens», als den Papst Leo X. ihn im Oktober 1521 ehren wird – eine Auszeichnung, an die das britische Königshaus bis in die Moderne anknüpft: Noch heute findet sich auf britischen Münzen neben dem Bild des Souveräns die Abkürzung «D. F.». Morus dagegen, der scharfsichtige Gelehrte, sieht die zeitgebundenen Schwächen der Kirche und die Verstrickungen des Papsttums als weltlicher Macht in die Händel des Jahrhunderts. Als Fürst über seinen eigenen Besitz, seinen eigenen Staat, trug der Papst neben seiner geistlichen Verantwortung für die weltweite Kirche eben immer auch ein weltliches Zepter und betrieb irdische Realpolitik. Daher war Vorsicht geboten bei einer zu tiefen Verbeugung vor der Hoheit des Pontifex maximus, mochte der Anlass, die Breitseite gegen Luther, auch ein würdiger sein. Dem Juristen Morus stand die Möglichkeit vor Augen, dass die Interessen seines Herrschers mit denen des Papstes einmal kollidieren mochten.

Und was für eine Kollision es wurde! Weniger als ein Jahrzehnt nach der «Assertio» bat der englische König den Medici-Papst Clemens VII. um einen «kleinen Gefallen» – die Scheidung von seiner Ehefrau Katharina von Aragon, damit er seine neue Liebe, Anne Boleyn, heiraten und sich damit die Hoffnung auf einen männlichen Thronerben erfüllen könnte. Hatte der Verteidiger des Glaubens sich diese Gunst nicht verdient? Am Ende war der päpstliche Primat für ihn kein unumstößlicher Grundsatz mehr. Denn jetzt ging es nicht um die sieben Sakramente, sondern um das Interesse der englischen Monarchie an einer gesicherten Thronfolge. Zwar waren Frauen davon nicht ausgeschlossen, und Mary, das einzige überlebende Kind aus der Ehe Heinrichs mit der spanischen Katharina von Aragon, hatte einen legitimen Anspruch auf den Thron. Aber es gab Vorbehalte wie den, dass eine Königin nie Truppen in die Schlacht würde führen können. «Das Schlachtfeld ist unpassend für die Beschränktheit einer Frau», meinte der in Kriegen mit Frankreich nicht gerade erfolgreiche König. Auch teilte er grundsätzlich die Überzeugung der Zeit, wonach eine Frau, sollte die Herrschaft an sie fallen, nicht lange ohne einen Mann auskommen könne, der nach göttlichem Gesetz dann ihr «Gouverneur» und Kopf werden müsse, kurzum: der eigentliche Herrscher. Tatsächlich fürchtete Heinrich, eine Frau als Thronerbin sei das Rezept für einen Bürgerkrieg.

Aber ein Ausweg aus dem Dilemma zeichnete sich bereits ab, und der hatte einen Namen: Anne Boleyn, eine am französischen Hof erzogene junge Dame und seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr Ehrenfräulein («maid-of-honour») bei Katharina. Mit der Koketterie ihres lebhaften Wesens hatte sie Heinrich restlos verzaubert. Scharfzüngig und schlagfertig, «ließ sie Sanftmut und höfische Freundlichkeit fade erscheinen», wie es hieß. Es war der Aufschlag ihrer

schwarzen Augen, dieses gewisse Etwas der Verheißung, was die Männer faszinierte und den König in ihren Bann schlug. Doch war sie auch klug: Den Fehler ihrer älteren Schwester Mary wollte sie nicht wiederholen, die sich von Heinrich hatte verführen lassen, bis er, dieser sexuelle Protz, bald das Interesse an ihr verloren hatte. Anne dagegen hielt den König hin, ließ ihn sechs Jahre lang um ihre sexuelle Gunst buhlen, bis er versprach, sie zu heiraten. Nicht als Mätresse – als Königin wollte sie in die Geschichte eingehen. Als Mutter der großen Elisabeth würde ihr dieser Platz im Gedächtnis der Nachwelt auf ungeahnte Weise zufallen.



Verzauberte Heinrich VIII. mit Koketterie und Schlagfertigkeit: Anne Boleyn, Elisabeths Mutter

Es war das erste Mal, dass irgendjemand «nein» zu Heinrich VIII. gesagt hatte. Seine Betörung, so meinte der französische Gesandte, Kardinal Jean du Bellay, war derart, «dass nur Gott seinen Wahnsinn hätte mildern können». Seufzer der

Leidenschaft durchziehen Heinrichs Briefe an Anne, ungewöhnlich für einen Mann, dem das Schreiben eigentlich nicht lag: «Ich bitte Euch daher von ganzem Herzen, mir, was die Liebe zwischen uns beiden angeht, Eure ganze Absicht kundzutun. Diese Antwort zu verlangen, zwingt mich die Notwendigkeit, da ich seit über einem Jahr von der Pein der Liebe verwundet bin und nicht weiß, ob ich scheitern oder einen Platz in Eurem Herzen und Eurer Liebe finden werde.» Die Ironie der Geschichte will es, dass dieses amouröse Kompendium, Heinrichs Liebesbriefe an Anne Boleyn, auf nicht mehr nachzuverfolgenden Wegen irgendwann in den Besitz der Vatikanischen Bibliothek gelangte.

Aber der Papst konnte dem König nicht entgegenkommen, denn Katharina von Aragon war die Tante Kaiser Karls V. Dessen Truppen hatten im Jahr 1527 Rom geplündert – der berühmte «Sacco di Roma» – und den Papst in der Engelsburg gefangen gesetzt. Obendrein konnte Clemens VII. nicht riskieren, durch Erfüllung der Bitte des englischen Monarchen den Zorn der spanischen Herrscher Ferdinand und Isabella, der Eltern von Katharina, herauszufordern. Wie Recht Thomas Morus doch hatte: «Der Papst ist ein Fürst wie Eure Majestät und hat Bündnisse mit allen anderen Fürsten» – und nicht zu vernachlässigende Eigeninteressen.

Doch Heinrich war mehr als zuversichtlich, von Rom den gewünschten Dispens zu erhalten, hatte Clemens VII. doch auch in anderen Fällen solcher Art «ausgeholfen» und königliche Ehen geschieden. Bibelfest wie die Besten im Lande, hielt der König sein Scheidungsbegehren ohnehin für absolut unabweislich. Denn war Katharina nicht die Ehefrau seines ältesten Bruders Arthur gewesen, des Thronfolgers, der 1502 fünfzehnjährig gestorben war? Das Alte Testament aber ächtete die Ehe mit der Witwe des eigenen Bruders. Im 3. Buch Moses steht in Kapitel 20,21: «Wenn jemand seines Bruders Weib nimmt, das ist eine schändliche Tat; sie sollen ohne Kinder sein, darum, dass er seines Bruders Blöße aufgedeckt hat». Zwar hatten Heinrich und Katharina eine Tochter, doch hielt der König das Ausbleiben eines männlichen Erben nach wiederholten Fehlgeburten seiner Frau für einen vergleichbaren Fluch. Die Beteuerung von Katharina, die Ehe mit Arthur sei nie vollzogen worden, galt ihm nichts, das Bibelwort war für ihn Begründung genug. Papst Julius II. hätte 1509 seine Heirat mit Arthurs Witwe gar nicht erlauben dürfen, argumentierte er.

Wir müssen das Hin und Her um seinen Casus – «the King's matter» –, für den Heinrich eine Heerschar englischer und europäischer Gelehrter bemühte, hier nicht nacherzählen. Seine Ehe konnte letztlich nur geschieden werden, indem er sich zum Oberhaupt der Kirche in seinem Land aufwarf, unter Zustimmung des Parlaments, das von nun an, wann immer der Bischof von Rom erwähnt wurde, hinzufügte: «auch Papst genannt». Dieser Umschwung kam nicht unerwartet: Die Papst-Kritik des englischen Katholizismus hatte eine lange Vorgeschichte. Schon immer hatte der heimische Klerus sich gegen Einmischungen Roms gewehrt,